CRISTINA KARRER

MEINE MUTTER, IHRE LIEBHABER UND MEIN EINSAMES HERZ

Geschichte einer Tochter

orell füssli

Die Wohnung ist zu schick, die Möbel neu, alle Nippes haben ihren Platz. Das ist kein Ort für Teenager, sondern eine Art Showroom, in dem ich zufälligerweise ein Zimmer besitze. Mein Zimmer wird dennoch zu meinem Rückzugsort, doch dauert es lange, bis ich mich daran gewöhne, nun allein in einem Zimmer zu schlafen. Ich fühle mich anfangs verloren und einsam, obwohl es kein sonderlich großes Zimmer ist.

Meine Mutter lebt genau so, wie sie es mir am ersten Tag meiner Ankunft prophezeit hat. Wir treffen uns morgens kurz im Badezimmer, danach fahre ich mit der Bahn zur Schule und sie mit ihrem Wagen und dem Dackel in die Werbeagentur, in der sie mittlerweile eine leitende Position innehat.

Nach der Schule kehre ich in eine leere Wohnung zurück und mache meine Hausaufgaben. So gegen sechs taucht auch meine Mutter auf. Während mich der Dackel freudig begrüßte und sie sich nach meinem Tag erkundigt, packt sie meistens irgendwelche Einkaufstaschen aus. Ich will natürlich wissen, was sie gekauft hat. Sie zeigt mir extravagante Kleider und Pullover – nicht aus Polyester, sondern aus Kaschmir – und wenn ich die Preisschilder sehe, verschlägt es mir immer wieder die Sprache. 300 Franken, 500 Franken, 1000 Franken. Warum müssen die Kleider so teuer sein? Wozu braucht sie diese Hose? Eine ähnliche hängt doch bereits im Schrank.

»Du verstehst das nicht«, meint sie, als ich sie einmal darauf anspreche. »In meinem Beruf wird man nach der Kleidung beurteilt. Wer mit einem Stück aus der letzten Saison daherkommt, wird nicht ernst genommen.«

Ich kann mir eine Welt mit solch oberflächigen, ja überflüssigen Regeln nicht recht vorstellen, bis ich sie einmal in der Agentur besuche. Ich komme direkt aus der Schule, mit meinem Schulranzen und so unspektakulär gekleidet wie jeden Tag.

»Wie kann ich dir helfen?«, fragt die Frau mit der perfekten Föhnfrisur im Vorzimmer.

Ich sei die Tochter von Ursula Karrer, sage ich und studiere fasziniert ihre rosa lackierten Fingernägel. Die Fingernägel hat meine Mutter nie lackiert.

»Echt?«, sie mustert mich genauer.

»Ja, jetzt sehe ich es, du bist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten. Nimm doch bitte Platz«, sagt sie nun um einiges freundlicher und verschwindet hinter einer Glastür.

Ich blicke mich um. An den Wänden hängen Poster von Werbekampagnen mit lachenden Frauen, glänzenden Uhren, schnittigen Wagen. Auf dem Tisch liegen diverse Hochglanzmagazine. Eine schöne Welt, eine perfekte Welt, ohne Kratzer, Tränen oder Scham. Eine Welt, in der man zeigt, was man hat. Ein Welt, die einem so sehr den Kopf verdreht, dass man all das Inszenierte selbst haben will.

Meine Mutter erscheint, mit einem Glas Champagner in der Hand und mit dem Dackel auf den Fersen.

»Da bist du ja«, meint sie nur knapp, »komm, wir haben gerade einen Apéro zur Feier einer erfolgreichen Kampagne.« Ich folge ihr durch die Glastüre und finde mich in einer Menge gut aussehender, extravagant gekleideter Menschen wieder, die mich bestaunen wie einen Preis, den meine Mutter soeben gewonnen hat.

»Das ist deine Tochter? Wirklich?«, höre ich eine sagen.

»Sie ist dir wie aus dem Gesicht geschnitten.«

»Wie groß sie ist.«

»Willst du einen Orangensaft, Liebes?«, werde ich von einer Unbekannten gefragt.

Ich schüttle Hände, empfange einen Orangensaft und beobachte, wie sich die meisten Männer um meine Mutter bewegen wie um eine Sonne. Meine Mutter scheint so leicht wie eine Feder durch den Raum zu schweben, getragen von all der positiven Energie und Bewunderung. So habe ich sie noch nie erlebt. Sie ist in ihrem Element. Sie lacht, macht Scherze, tätschelt einem Mann die Schulter, flüstert einem anderen etwas ins Ohr.

Meine Schüchternheit vergrößert sich mit jedem Lächeln meiner Mutter und mit jedem Blick ihrer Bewunderer. Je länger ich die feiernde Menge beobachte, desto oberflächlicher erscheint sie mir. Alle schön, alle perfekt, alle glücklich. Wie in der Werbung. Ich entscheide, dass dies definitiv nicht meine Welt ist.

»Nun, hat es dir gefallen?« fragt sie mich beschwingt auf dem Heimweg. Ich schweige und kraule den Dackel hinter seinem Ohr.

»Ja, es war interessant«, erwidere ich schließlich.

»Und das Kleid aus der letzten Kollektion, das passt dir doch wie angegossen?«, fragt sie in einem Ton, als ob sie versucht, eine Katze hinter dem Ofen hervorzulocken.

Ich nicke. »Ja, das Kleid ist schön.«

Denn das stimmt. Bevor wir die Party verlassen haben, zieht sie mich in einen Hinterraum, in dem vollgepackte Kleiderstangen stehen. Sie wühlt sich durch Unmengen von Kleidern und erscheint mit einer Kreation in Rostrot. Es ist mir unangenehm, den Rock und das passende Oberteil probieren zu müssen. Doch es passt, es gefällt mir und damit ist die Angelegenheit geregelt. Allerdings besuche ich meine Mutter fortan nie mehr an ihrem Arbeitsplatz.

So sehr ich mich von ihrer Welt distanziere und sie für ihre Einkaufstouren kritisiere, so sehr nagt auch die Eifersucht an mir, dass sie sich einfach alles leisten kann. Sie ist nicht geizig, ich habe genügend Kleider. Doch eines Tages, ich weiß auch nicht mehr, warum, entferne ich in einem unbeobachteten Moment ihre Kaufhauskarte aus dem Portemonnaie und gehe am nächsten Tag nach der Schule damit shoppen. Mit einem enorm schlechten Gewissen und ohne zu wissen, was ich eigentlich will. Ihre Unterschrift fälsche ich, ohne mit der Hand zu zittern, doch zurück, in der Wohnung, realisiere ich, dass ich all die Pullover und Jacken gar nicht werde anziehen können, ohne ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

Ich lege die Karte zurück ins Portemonnaie und fühle mich wie eine Idiotin. Die Kleider trage ich nur heimlich, wenn meine Mutter es nicht sieht. Sie werden zur so großen Bürde, dass ich sie schließlich ins Zürcher »Brockenhaus« bringe, eine Einrichtung, in der sozial Benachteiligte Kleidung und andere Unterstützung erhalten.

Einige Wochen später, nachdem sie ihre Post durchgegangen ist, sagt sie unvermutet zu mir: »Seltsam, ich habe soeben meine Monatsabrechnung für meine Karte erhalten, ich kann mich gar nicht erinnern, all diese Kleider gekauft zu haben.«

Ich erstarre vor Schreck. Das hatte ich mir nicht überlegt. So gehe ich in die Offensive.

»Aber Mami, du kaufst doch immer so viel, du weißt ja selbst nicht, was sich alles in deinem Schrank stapelt.«

Sie blickt mich streng an. »So ein Blödsinn. Du musst nicht meinen, weil du das Gymnasium besuchst, dass du mich für dumm verkaufen kannst.«

Ich schaue sie direkt an, ohne zu blinzeln.

»Das meine ich auch nicht. Aber ich würde es doch nie wagen, diese Karte zu nehmen, ich weiß ja noch nicht mal, wo du sie versteckst.«

Zum Glück klingelt es an der Tür. Bevor sich meine Mutter erhebt, sagt sie: »Ich weiß, dass du es warst, nur damit dies klar ist.« Ich werfe ihr einen beleidigten Blick zu und bleibe im Sessel sitzen.

Im Wohnzimmer erscheint Herr B. Meine Mutter schwirrt um ihn herum, als ob nichts geschehen wäre. Doch ich weiß, dass sie den Kartenvorfall nicht vergessen hat und auch nicht vergessen wird.

Rückblickend glaube ich, dass meine Mutter mich in jenem Moment besser verstanden hat, als sie es zeigte. Sie galt ja selbst als Kleptomanin. Ich weiß nicht, wie sehr der Vorfall sie stresste und ob sie befürchtete, dass ich mich ebenfalls zur Kleptomanin entwickeln könnte. Darüber haben wir nie gesprochen. Doch da ich alles abgestritten und sämtliche gekauften Kleider bereits entsorgt hatte, hat meine Mutter nichts beweisen können.

Herr B. erscheint normalerweise von Montag bis Donnerstag um sieben Uhr abends. Er trägt immer einen Anzug, hat eine Glatze, kleine glänzende Augen und ist für meine Begriffe deutlich zu dick. Ich verstehe überhaupt nicht, was meine Mutter an ihm findet. Er übernachtet nie in der Wohnung, sie verbringt eine Nacht pro Woche in seiner Wohnung, die ich nie gesehen habe.

Er schenkt mir stets ein Lächeln, erkundigt sich, wie es im Gymnasium geht und empfiehlt mir jedes Mal eine Karriere als Apothekerin, was mich nun gar nicht interessiert. Wir reden über dies und das, während sich meine Mutter herrichtet für das Abendessen in einem der teuren Zürcher Restaurants.

Herr B. fragt mich regelmäßig, ob ich nicht mitkommen möchte. Doch finde ich meistens eine Ausrede. Ich begleite ihn und meine Mutter einige Male, quetsche mich auf den Hintersitz seines Maserati, während es in rasantem Tempo in die Stadt geht. Es ist mir peinlich, wie alle das Auto bewundern und wie die Bediensteten der Restaurants schon beinah auf dem Boden kriechen, wenn Herr B. mit meiner Mutter und ihrem Dackel auf der Bildfläche erscheint.

Natürlich erhält er immer den besten Tisch, die Jacken werden einem von geschmeidigen Händen von den Schultern gehoben, das Besteck ist aus richtigem Silber. Ich versuche stets zu vermeiden, die Preise auf der Speisekarte zu studieren. Sie sind astronomisch hoch, manchmal so hoch, dass sie – so schien mir – der Anständigkeit oder Diskretion halber gar nicht mehr auf der Karte erscheinen.

Ich empfinde diese Essen als furchtbar. Herr B. redet ständig über sein Geschäft. Sagt meine Mutter etwas, hört er nicht zu. Es ist eine Einbahn-Konversation. Er spricht, sie nickt. Die Diskussion um das Essen ist eine Farce. Meine Mutter will nie das Gleiche essen wie Herr B.

Doch zum Schluss bestellt er stets auch für sie.

Das Gleiche wie für ihn.

Das finde ich sowas von daneben. So unterwürfig kenne ich meine Mutter gar nicht. So nett sich dieser Herr B. auch gibt, ich mag ihn einfach nicht. Er hat einen Vornamen wie

wir alle. Den hätte ich auch benützen dürfen. Doch seltsamerweise bleibt er mein Leben lang Herr B.

Meine unterschwellige Abneigung sehe ich an jenem Tag bestätigt, als ich meine Mutter nach der Rückkehr von der Schule in ihrem Zimmer antreffe. Das ist noch nie vorgekommen.

Sie liegt auf ihrem Bett, mit ihren mittlerweile zwei Dackeln, die Rollläden sind heruntergelassen. Natürlich befürchte ich, dass sie krank ist.

»Mami, was hast du? Warum liegst du auf dem Bett?«

Keine Antwort.

»Mami, hallo, kann ich etwas für dich tun?« Vorsichtig nähere ich mich ihrem Bett, die Dackel wedeln freudig.

Meine Mutter dreht sich wortlos zu mir um. Ich sehe, dass sie geweint hat.

»Bitte Schatz, lass mich in Ruhe. Ich bin nicht krank. Doch geht es mir nicht gut. Ich will allein sein. Kannst du später die Hunde spazieren führen?«

Sie dreht sich um und verbirgt ihr Gesicht im Kissen. Ich rufe die beiden Dackel und schließe behutsam ihre Zimmertüre.

Meine Mutter verbringt drei Tage in ihrem Zimmer. Durch die geschlossene Tür höre ich sie weinen. Ich verstehe überhaupt nicht, was geschehen ist. Herr B. lässt sich nicht blicken, das Telefon klingelt kein einziges Mal.

Nach zwei Tagen, als ich die Dackel zum Spazieren führe, finde ich vor der Wohnungstüre einen Blumenstrauß mit einer Karte. Ich habe noch nie so einen riesigen Strauß gesehen. Ich quetsche ihn in die größte Vase und bringe ihn meiner Mutter. Sie betrachtet ihn nur kurz.

»Nimm ihn wieder, bitte« sagt sie. »Ich will ihn nicht sehen.«

»Was meint denn der eigentlich, ein Strauß könne alles gut machen?«, höre ich sie zu sich selbst sagen, während ich mit dem Strauß abmarschiere.

Am dritten Tag steht vor der Wohnungstüre ein Früchtekorb, in durchsichtige Plastikfolie eingepackt. Auch den will meine Mutter nicht sehen.

Am vierten Tag steht sie wieder auf, als wäre nichts geschehen, zieht sich an und geht zur Arbeit. Damit beweist sie mir ohne Worte, dass sie es im Griff hat. Zumindest auf ihre Art.

Herr B. taucht auch in den folgenden Wochen nicht auf. Er lässt sich durch ein Heer von Blumensträußen vertreten, denn die, das habe ich mittlerweile begriffen, stammen allesamt von ihm. Irgendetwas Schlimmes muss vorgefallen sein. So schlimm, dass es ein Armband aus Diamanten und ein neues Auto braucht, um meine Mutter dazu zu bewegen, ihm halbwegs zu verzeihen.

Sie erzählt mir schließlich, dass er eine zweite Freundin habe. Sie habe dies schon immer geahnt, denn am Samstag gehe er nie ans Telefon, sei nicht erreichbar. Nun habe diese andere Frau sie angerufen und ihr erklärt, dass Herr B. ihr gehöre. Sie müsse nicht meinen, dass sie, meine Mutter irgendeine Chance hätte.

»Dann verlass ihn doch«, sage ich. »Das hast du doch nicht nötig. Dir liegen ja alle Männer zu Füßen.«

Sie lächelt nachsichtig. »Wenn das so einfach wäre, hätte ich das schon längst getan.«

»Was ist denn daran so schwierig?«, hake ich nach.

»Das würdest du nicht verstehen. Du hast keine Ahnung, wie hartnäckig er sein kann«, meint sie ausweichend.

So sehr ich mich mit meiner Mutter solidarisiere, so wenig verstehe ich sie. Ich kann einfach nicht begreifen, warum sie diesen Herr B. nicht verlässt. Dieser Vorfall hätte uns als Mutter und Tochter zusammenkitten können, doch das Gegenteil ist der Fall. Sie gewährt mir in den tränenreichen drei Tagen nur kurz und unfreiwillig Einblick in ihre Seele, danach wird die dunkle Zeit nicht mehr erwähnt, für sie gilt das Thema als abgeschlossen.

Doch für mich hat das Thema erst begonnen, ich habe Tausende Fragen, die ich nicht stellen kann. Handelt meine Mutter richtig? Ist sie nicht ein Feigling, soll ich sie lieben oder verachten?

Am Abend, als Herr B. erstmals wieder bei uns erscheint – seine Äuglein so unschuldig glänzend wie immer und meine Mutter mit ihm zum Nachtessen verschwindet, als wenn gar nichts vorgefallen wäre –, beginne ich, mich innerlich von meiner Mutter zu distanzieren.

Der andere Mann im Leben meiner Mutter ist immer noch mein Vater. Sie hasst ihn so sehr, dass sie mir einbläut, ihn unter keinen Umständen in die Wohnung zu lassen, wenn er mich für ein Wochenende abholen kommt. Zudem streiten die beiden ständig, natürlich wegen der Alimente.

Die Wochenenden, die ich bei ihm in St. Gallen verbringe, werden für mich immer unerträglicher. Ich versuche, mit meiner Mutter darüber zu reden, doch zeigt sie wenig Interesse. Alles, was mit meinem Vater zusammenhängt und dessen zweiter Frau, prallt auf eine Mauer, die meine Mutter in den Jahren nach der Scheidung stetig erhöht und verstärkt und tief in ihrer Seele verankert hat.

So verzichte ich schließlich darauf, ihr von den Wochenenden in St. Gallen zu erzählen. Dass meine Stiefmutter bereits zweimal in einer psychiatrischen Abteilung behandelt worden ist und dass meine Oma nach dem Tod ihres Mannes endlich wieder aufblühte – all das behalte ich für mich.

Während der Besuche in St. Gallen schlafe ich kein einziges Mal im Haus meines Vaters. Es ist für mich feindliches Terrain, das ich widerwillig betrete. Wir sehen uns nur in Restaurants, während Bergtouren oder in Museen.

Stattdessen übernachte ich stets bei meiner Oma in ihrer kleinen Wohnung am Rande der Stadt. Sie schneidet mir die Fingernägel auch noch, als ich schon siebzehn Jahre bin und kocht mein Lieblingsgericht, Kartoffelstock mit gebratenen Fleischkugeln an Rahmsoße.

Eigentlich verbringe ich, wie schon in meiner frühen Kindheit, mehr Zeit mit meiner Oma als mit meinem Vater. Und so kommt es, dass meine Oma und ich uns gegen meine Stiefmutter verbünden. Denn diese hasst sie immer noch. Mittlerweile mehr als meine Mutter, die mich ja immerhin bei sich aufgenommen hat.

Ich hingegen verabscheue meine Stiefmutter nicht mehr so sehr wie früher. Mein eigener Intellekt ist gewachsen, mein Interesse am Weltgeschehen ebenso und ein Verständnis für soziale Anliegen hatte ich schon immer, da ich mich ja selbst zu den »Verstoßenen« zähle.